

## V. Jahrgang.

## Abonnements-Einladung.

**Pränumerationspreis.**

mit Zustellung in's Haus 60 kr.,

mit Postversendung vierteljährig 2 fl., halbjährig 4 fl., ganzjährig 8 fl.

## Die Administration der „Marburger Zeitung.“

## Zur Geschichte des Tages.

Die Mißstimmung in Ungarn hat einem Berichte der „N. Fr. Presse“ zu Folge einen bedenklichen Grad erreicht. Die Sprache der öffentlichen Blätter wird mit jedem Tage schärfer und bitterer und danach kann man auf die Aeußerungen im persönlichen Verkehre schließen. Wohin soll das führen? Zu den gleichen Zuständen wie im Jahre 1861? Nun, weit entfernt davon sind wir wahrlich nicht mehr, und allein der nicht genug zu rühmenden Mäßigung der liberalen Partei ist es zu danken, daß wir nicht bereits daselbst angelangt sind. An Fegereien und Verdächtigung haben es die edlen Konservativen, die Schützer der Interessen des Throns und Altars, wahrlich nicht fehlen lassen und lassen es heute nicht fehlen. Steht die Regierung solchem Parteihader wirklich mit Ruhe zu? Hat dieselbe an den Zuständen in Böhmen nicht genug? Es ist die höchste Zeit, daß irgend etwas geschehe, solchen Zuständen ein Ende zu machen und die erregten Gemüther zu beruhigen. „Abdül Tanuja“ hofft, die Unterredungen des Postkanzlers mit den liberalen Parteiführern würden einen Umschwung in den Ansichten der Regierungsmänner herbeiführen und entgegenkommende Schritte veranlassen; in anderen Kreisen hat man sehr wenig Hoffnung auf eine solche Wendung zum Bessern, denn man weiß sehr wohl, daß ein anderer Einfluß leider mehr maßgebend ist, als gerade der des Herrn v. Majláth. Gelingt es nicht, diesen Einfluß an entscheidender Stelle zu beseitigen, dann sind alle Mühe und Anstrengung, alle Opfer des Patriotismus vergebens, dann gelangen wir nie und

Die Andeutung der „Köln. Btg.“, daß Oesterreich seine Rechte auf Schleswig-Holstein gegen Entschädigung abzutreten geneigt sei, ist eine vollständige Verkündung und offene Lüge; niemals hat die unsere Regierung etwas gethan, was bei der preussischen Regierung auch nur zur Vermuthung von der Möglichkeit einer Entschädigung berechtigt hätte. An eine solche Möglichkeit hat auch Graf Bismarck niemals geglaubt und sich wohl gehütet, auch nur einen Vorschlag in dieser Richtung zu machen, von dessen entschiedener Zurückweisung er im Vorhinein auf das bestimmteste überzeugt war. Die preussische Regierung ist über die Ansichten Oesterreichs überhaupt so wenig im Zweifel, daß, nach der Aeußerung des Grafen Bismarck selbst, „der Dialog mit Wien seit der Note vom 7. Februar ein Ende hat.“ Da durch die „Zuchthausverordnung“ vom 11. März Preußen den Sinn und Inhalt des Gasteiner Vertrages gebrochen hat, so ist Oesterreich in Bezug auf seine ferneren Schritte in der schleswig-holstein'schen Frage nicht mehr an die vorgängige Vereinbarung mit Preußen gebunden, und es bestehen über die Bringung der Angelegenheit zum Zweck der endgiltigen Lösung an den Bund nur noch formelle Schwierigkeiten. Sowohl die sächsische, wie die württemberg'sche, als auch die bairische Regierung werden, sobald Oesterreich die Frage an den Bund gebracht haben wird, für die Kompetenz des Bundes eintreten, und dann mit Oesterreich vereint nöthigenfalls mit den Waffen gegen Jeden einschreiten, welcher sich gegen die Entscheidung des Bundes auflehnen sollte. Weder der Kaiser, noch die Regierung, noch die Bevölkerung verkennt die ungeheure Tragweite eines Kriege's gegen Preußen; aber man wird nicht vor ihm zurückschrecken, wenn er geführt werden muß, um „das Recht“ zur Anerkennung zu bringen. . . Es dürfte Preußen alle europäischen Großmächte und — mit Ausnahme Oldenburgs und Mecklenburgs — ganz Deutschland gegen sich haben; sein einziger Bundesgenosse wird Italien sein, denn jene beiden deutschen Kleinstaaten werden sich neutral halten. Trotzdem und obgleich Preußen eine weit mehr als gewöhnliche Kriegsgefahr auf sich herabrufen, ist kaum noch eine Aussicht, daß der Frieden erhalten bleibt. Es handelt sich nicht mehr um Stehen und Fallen des Grafen Bismarck. Möglich ist nur noch, daß abermals ein „Damenfrieden“ wie 1850 zu Stande kommt; aber für die „Großpreußen“ ist ein solcher allerdings kaum viel schlimmer als der Krieg.

Bezeichnend für die Stimmung in den Rheinlanden ist

## Der Flüchtling.

## Don

**3. fren.**

(Fortsetzung.)

So verging der Sommer, und der Gefangene schaute eines Tages, an eine Mauer gelehnt, träumend in die bleiche Schönheit des Herbstes hinaus, als ihm sein freundlicher Zellenwärter einen Brief nachbrachte. Er betrachtete mit dem nämlichen trüben Lächeln die wohlbekannten Schriftzüge des Freundes von der Aare, mit dem er so eben noch einem Fluge Mauererschwalben zugeschaut, die sich zur weiten Herbstreise zusammenschaarten. Erst da er den Brief langsam zwischen den Fingern gewendet und sein Blick auf ein schwarzes Siegel traf, lief ein leises Erzittern über das bleiche Antlitz. Das Blatt fiel auseinander und als es Gustav mit raschem Auge durchlause, sank er, das Gesicht in beide Hände verbergend, auf die Knie nieder.

Durch die bange, von dumpfem Leid umnachtete Seele fuhr ein zündender Gedanke, wie der feurige Blitz durch die dunkle Wolke zuckt. „Mörder!“ rief es mit gellender Stimme in ihm, „ja, du, du bist der Mörder Breneli's, du hast das blühende Leben in's Grab gestürzt, das harmlose Kind zuerst in's Elend und dann in den frühen Tod gestagt. Todt, Breneli, todt . . . und ich, ich . . . sein Mörder . . . Nein, nein.“ schrie der Unglückliche, aufspringend und das zur Erde gefallene Papier wieder aufraffend, „es kann nicht sein . . . meine trüben Augen müssen mich getäuscht haben.“ Sein Blick suchte mit wilder Hast in den Zeilen. dann las er laut, als müßte das Ohr dem Auge Unrecht geben: „Nachdem es einem andern Wesen das Leben geschenkt, ist es selbst in ein besseres Leben hinübergegangen. Breneli hatte lange eine sichere, fast fröhliche Ahnung dieses Ausganges in sich getragen. Schon vor Wochen hat es mir denselben mit wehmüthigem Lächeln vorausgesagt und mir seine letzten Grüße an Sie aufgetragen mit der rührenden Bitte zugleich,

ihm jeden Kummer zu vergeben, den es Ihnen möchte angethan haben."

Des Gefangenen Blicke hasteten starr auf diesen Worten, bis sie in Thränen überflossen. Und es war, als ob diese langentbehrten Thränen wie ein erfrischender Quell auf die eigene verschmachtende Seele zurückfielen. „Breneli ist nun wohl“, sprach er endlich leise, die Hände faltend, „seine Schuld ist gesühnt und ich habe allein noch das Leidensgericht zu tragen; jetzt ist es auch wieder mein, rein und schuldlos, wie es am ersten Tage gewesen.“

Von diesem Augenblick an war mit dem Gefangenen eine Veränderung vorgegangen, die von seiner nächsten Umgebung mit herzlichster Theilnahme wahrgenommen wurde. Wie bisher, blieb er zwar still und in sich gekehrt und ging gerne seine einsamen Wege allein; aber er wich den Menschen nicht mehr aus und hatte für Jedem, wo sich ein Kummer zeigte, ein freundliches und aufrichtiges Trostwort. Am liebsten ging und spielte er mit den kleinen Kindern seines Zellenwärters, die hinwieder mit kindlicher Bärtlichkeit an dem freundlichen, bleichen Mann hingen. Im Winter saßen sie bei ihm in der Zelle, wo er die größten lesen und schreiben lehrte und den kleinern prächtige Kartenhäuser baute und wunder-same Thiere und Blumen malte. Im Sommer ging er mit ihnen auf den Bällen umher, half ihnen Schmetterlinge fangen oder in die Nester der Mauer-schwalben gucken, oder er erzählte ihnen von den Menschen, die in den großen Schiffen den weißen Strom herabfuhr. — Es war drum große Klage unter dem kleinen Volke, als der freundliche Mann nach langer Zeit einmal durch das äußere Festungsthor schritt und die größern den kleinern mit Thränen in den Augen sagten, daß er nun nicht mehr zurückkommen werde.

Benige Wochen später ging durch den blühenden Frühlingstag ein Fremder die Rheinstraße nach der Stafellegg hinan. Er grüßte die Leute, die am Wege arbeiteten, mit so herzlicher Freundlichkeit, daß diese ihm verwundert nachsahen. Mancher befaß sich, wo er diese wohlklingende Stimme schon gehört habe; aber Keiner konnte sich erinnern, noch kannte er die hohe Gestalt, die mit etwas vorgebeugtem Haupte dahin schritt.



die Bürgerversammlung, die am 28. März in Köln stattgefunden. Vorsitzender war Abgeordneter Roggen. Es wurde eine umfangreiche Erklärung angenommen, deren Hauptpunkte verlangen, der Friede solle erhalten, ein deutsches Parlament aus freien Volkswahlen berufen und über die Elbe-Perzogthümer nach Anhörung der Bevölkerung entschieden werden. Die „Rheinische Zeitung“ schreibt: „Gegen den Krieg zwischen Preußen und Oesterreich, in den uns eine freiheitswidrige Politik zu stürzen droht, haben die Wahlmänner und Urwähler von Solingen entschieden Verwahrung eingelegt. Ihr Protest lautet: „Wir erklären, ein Krieg zwischen Preußen und Oesterreich unter den gegenwärtigen Umständen gereicht Preußen und dem gesammten deutschen Vaterlande zum Unheil.“ Die übrigen Wahlkreise der Monarchie werden, davon sind wir überzeugt, in gleichem Sinne sich aussprechen.“

Die meisten deutschen Mittelstaaten beobachten vorläufig eine strenge Neutralität. Man wartet den weiteren Lauf der Dinge ab, aber gleichzeitig verlautet, daß man trotz der augenblicklich friedlicheren Stimmung doch nur mit Mißtrauen den Berliner Vorgängen folgt; heißt es doch, daß im bairischen Kriegsministerium eine lebhaftere Thätigkeit herrscht, und daß bedeutende Aufträge zum Ankauf von Pferden, man spricht von einigen Tausenden, ergingen und alle Vorbereitungen getroffen werden, die einer Mobilmachung vorausgehen — ein Beweis, daß man in Baiern wie in Sachsen bei der herrschenden Ungewißheit die Nothwendigkeit fühlt, sich für alle Fälle gefaßt zu machen.

Wie dem „Wanderer“ aus Florenz geschrieben wird, bemüht sich die italienische Regierung in Betreff der Gerüchte über den Umfang der Rüstungen zu erklären, daß Italien an keinen Angriffskrieg denke, und blos seine Stellung möglichen kriegerischen Ereignissen gegenüber zu befestigen suche. Frankreich gegenüber hat sich das Cabinet sogar zu sehr vertraulichen Auseinandersetzungen herbeigelassen. Am 17. d. M. hatte nämlich der französische Gesandte eine Unterredung mit dem Ministerpräsidenten und Minister des Aeußern, General Lamarmora, welchen er im Auftrage seiner Regierung auf den Eindruck aufmerksam machte, welchen die umfassenden Rüstungen Italiens hervorgerufen. Der Gesandte warnte die italienische Regierung ernstlich davor, sich in gewagte Unternehmungen einzulassen, und soll hierbei sehr deutliche, wenig Sympathien Frankreichs für Preußen bezeugende Anspielungen auf eine gewisse militärische Allianz zwischen dieser Macht und Italien gemacht und im Namen seiner Regierung offen erklärt haben, daß Italien im Falle eines durch dasselbe selbst provozierten Krieges mit Oesterreich nicht im Entferntesten auf die Unterstützung Frankreichs zu rechnen und die allenfallsigen Folgen dieses abenteuerlichen Unternehmens nur sich allein zuzuschreiben und allein auszufechten haben werde. Der Gesandte soll sich sogar zu einer sehr warmen Lobeserhebung auf die würdevolle und friedliebende Haltung Oesterreichs verfliegen und deutlich zu erkennen gegeben haben, daß zwischen Frankreich und Oesterreich ein sehr inniges Verhältniß bestehe, und die Haltung dieser Großmacht die vollsten Sympathien Frankreichs verdiene und habe. Lamarmora schien sehr überrascht, beeilte sich aber, wie gesagt, ernstlich zu erklären, daß Italien durchaus auf keinen Angriffskrieg sinne. Die nicht wegzuleugnenden Rüstungen suchte Lamarmora durch die Vorsichtsmaßregeln zu rechtfertigen, welche die Regierung der Aktionspartei gegenüber im Innern selbst zu treffen genöthigt sei. Auch leugnete er den Umfang der Rüstungen. Wohl habe Italien Anstalten getroffen, daß auf das erste Zeichen 60,000 Mann unter die Waffen berufen werden können, doch beabsichtige die Regierung vorläufig von der Altersklasse des Jahres 1844, etwa 20,000 Mann einzuberufen, der Rest, so wie die Altersklasse vom Jahre 1845 habe blos Bereitschaftsbeehl erhalten. Der französische Gesandte mußte sich natürlich mit diesen Erklärungen begnügen, unterließ aber nicht, der italienischen Regierung nochmals die größte Vorsicht anzurathen und sie zu warnen, sich allzu tief mit Preußen einzulassen, ein neuerlicher Beweis, daß Frankreich eben nicht sehr mit dem Bismarck'schen Preußen sympathisirt.

Aus Paris wird geschrieben, was immer sich ereignen möge, als

der Schuldige erscheine dort Graf Bismarck, und es sei das Urtheil über ihn schon insofern gefällt, als man nicht wie die Wiener Börse ihn zum Selbstmord verurtheilt, ihn auch nicht einfach wegschickt, sondern vom Kaiser und Hrn. Drouin auf das Bestimmteste erwartet; es werde der König von Preußen mit aller Ehrfurcht und Freundschaft über die gefährliche Kapazität oder Genialität seines Ministerpräsidenten aufgeklärt werden. Gewichtige Stimmen von den Höfen Frankreichs und Englands dürften am Berliner Hof schon vernommen worden sein, oder nächstens vernommen werden. Graf Bismarck dürfe sich rühmen: Europa werde nicht ruhig schlafen, so lange er das Gewissen und der Arm seines Königs ist.

In der Donaufürstenthümer-Konferenz zu Paris treten bereits Meinungsverschiedenheiten hervor und die dort versammelten Diplomaten werden vollauf zu thun haben, um der vorhandenen Schwierigkeiten Herr zu werden. Rußland verlangt die Trennung der Moldau von der Walachei, Frankreich dagegen steht für die Union ein und wird dabei auch von Oesterreich unterstützt.

Die Türkei befürchtet sehr, daß die Ereignisse in den Donaufürstenthümern bald verwickelter werden; sie ist im Begriff, die Reserven einzuberufen und hat in Bosnien längs der Donau ein Beobachtungsheer in der Stärke von 25,000 Mann aufgestellt.

## Ein volksthümliches Heer.

Marburg, 29. März.

In einer Zeit, wo die Frage: Krieg oder Frieden? alle Tiefen des Volksgeistes bewegt, ist es gerathen, den Blick auf die Verfassung jenes Landes zu werfen, welches durch Bürgerfreiheit und Wohlfahrt einzig dasteht in Europa, in der ganzen Welt.

Die höchste politische Pflicht, die Wehrpflicht, ist allgemein in der Schweiz; sie dauert vom 20. bis zum 45. Jahre. Nur körperliche oder geistige Gebrechen begründen eine Ausnahme — Bürger, die ihre Ehre verloren, sind ausgeschlossen — befreit sind einige öffentliche Beamte (Telegraphisten, Staatsanwälte, Regierungsräthe u. s. w.)

Im ersten Dienstjahre wird der Wehrmann als Rekrut unterrichtet, bei der Infanterie 4—5 Wochen, bei den Specialwaffen aber 6 Wochen. Im Durchschnitt werden jährlich 10,000 Rekruten vorgeübt und eingereicht, erhalten ihre Bekleidung, ihre Waffen. Die Wehrmänner vom 21. bis zum 28. Altersjahre bilden den ersten Auszug: sie werden im Fall eines Krieges zuerst aufgeboten. Der erste Auszug rückt alle zwei Jahre zum Wiederholungsunterricht ein — die Infanterie auf 6, die Specialwaffen auf 12 Tage. Die Kavallerie hat jährlich einen Wiederholungsunterricht von 6 Tagen. Die Zahl der Auszügler, welche zum jährlichen Wiederholungsunterricht einberufen werden, beläuft sich auf 40,000. Das zweite Aufgebot (Reserve) umfaßt die Wehrmänner vom 28. bis zum 34. Altersjahre: sie haben jedes zweite Jahr einen Wiederholungsunterricht zu bestehen — die Infanterie von 4, die Specialwaffen von 6 Tagen. Die Zahl der jährlich einberufenen Wehrmänner dieses Aufgebots mag ungefähr 20,000 betragen. Zum dritten Aufgebot (Landwehr) gehören die Waffenpflichtigen vom 34. bis 45. Altersjahre. Die Landwehr hat nur bei allgemeiner oder dringender Gefahr ins Feld zu rücken. Uebungen nimmt sie keine mehr vor: sie wird nur jährlich auf einen Tag, oder jedes zweite Jahr auf zwei Tage zur Musterung einberufen.

Zur Vorbereitung für den Offiziersdienst wird jährlich ein Kurs von neun Wochen abgehalten. Jeder Wehrmann hat das Recht, sich zur Aufnahme in diese Schule zu melden, wenn er eine Vorprüfung über die unentbehrlichsten Gegenstände der höheren Bildung mit gutem Erfolge bestanden. Aus der Zahl dieser „Offiziersaspiranten“ werden in der Regel die Offiziere gewählt. Die General- und Specialstabsoffiziere genießen in der Centralmilitärschule einen Unterricht von neun Wochen. Für Offiziere einzelner Waffen, für die Krankenpflege und das Commissariat werden besondere Kurse angeordnet.

Und doch schien der Fremde in der Gegend wohl bekannt zu sein. Sie und da blieb er vor einer Felsenbiegung stehen und schaute nochmals auf den Weg zurück, oder er betrachtete sinnend einen am Wege stehenden Baum, wie man einen alten Bekannten zu betrachten pflegt. Als er gegen die Höhe gelangt war, schlug er den schmalen Fußweg ein, der dem Abhange entlang nach den Berghöfen hinüberführt. Hinter dem kleinen Gebüsch angekommen, wo sich der Weg theilt, betrat er langsam den Steig, der nach dem vordersten Berghause lenkt. Er stieg, oft stille stehend, hinauf, der steile Pfad schien ihm das Athmen schwer zu machen. Jetzt hatte er die kleine Wiese erreicht und ging mit etwas raschern Schritten gegen das Gärtchen heran, in dem die junge Hausfrau die aufstengelnden Erbsen an Stäbe band. Sie erschrad, da ihr in ihrer eifrigen Arbeit plötzlich eine fremde Stimme einen Gruß zurief; aber als sie das bleiche, feine Gesicht und die freundlichen braunen Augen erblickte, verschwand der Schrecken und sie wollte sich schon nach dem Begehren des Fremden erkundigen, als dieser fragte: „Wohnt ihr hier im Hause, junge Frau?“

„Ei gewiß, schon lange“, lautete die Antwort.

„Ist denn der Better nicht mehr hier? ich meine der . . .“

„Ach, der Better Meier, meint Ihr“, unterbrach die Frau; „nein, der ist todt, schon mehr als drei Jahre.“

„Todt!“ wiederholte der Fremde.

„Ja wohl“, fuhr die Frau fort; „er trankelte schon, als das Breneli den Oberhofer heirathete. Als es dann aber starb, hat ihm das wohl den letzten Rest gegeben; von da an ist er nie mehr zurecht gekommen.“

Der Fremde fuhr sich mit der Hand langsam über das Gesicht und fragte nach einer Weile wieder: „Und die Base, ich meine seine Frau?“

„Ja, die hat das Heimwesen meinem Manne verkauft und ist fortgezogen, zu Verwandten im Bernbiet. Ihr scheint die Leute gekannt zu haben, wenn ich fragen darf.“

„Vor Jahren . . . ja wohl“, erwiderte der Fremde, sich abwendend. Er betrachtete noch eine Weile das Häuschen mit den hellen, kleinen Fenstern, den regengrauen Holzwänden und dem moosbewachsenen Strohdache.

Dann ging er mit leisem Gruss und Dank am Garten vorbei nach dem Biesenwege, der zur Bergstraße hinüberführt.

Er ging wieder langsam, der Mann, und sein Haupt hatte sich tiefer herabgeneigt. Er beachtete, über die freie Höhe dahingehend, nicht, wie zu seiner Linken das weite Land in Blüten schwamm, und wie vor ihm die fernen Alpen in träumerischen Düst verloren zum Himmel hinaufstiegen; er hatte den Blick zur Erde gesenkt und seine Lippen bewegten sich in leisem Selbstgespräche. — „Todt und in die Ferne gezogen — schon wieder eine freundliche und wenn auch schmerzliche Hoffnung verloren. Für heute ist's genug, vielleicht hätte ich jetzt nicht die Kraft mehr, das Berrinnen eines zweiten, des letzten Traumes zu ertragen. . . Am besten, ich geh' vorerst hinab zur Stadt, zu dem braven, wackern Manne — er muß wohl gewußt haben, warum er mir eine dritte Hiobsbotschaft vor-enthalten. . . Ja, das war's. . . jetzt versteh' ich, was er mir damals geschrieben: der zu schweren Bürde soll man auch keinen Strohhalme mehr zulegen. . . du hast Recht, edler Freund. . . Ruhe, eines nach dem Andern. . . die Kraft bleibt nicht ewig jung. . . dort steht die Banz noch immer, wo ich einmal. . . und wie oft. . . geruht habe.“

So in Gedanken und Erinnerungen verloren, war der Wanderer langsam die Halde hinabgeschritten. Er hatte die Leute nicht beachtet, die neben seinem Wege in der Wiese standen und ihm in seinem stillen Dahinwandeln nun ebenso verwundert nachschauten, als ihre Nachbarn jenseit der Höhe, die er im Vorbeigehen so freundlich begrüßt hatte. Er sah ja nicht Wiese noch Wald und Thal, er sah nur die Menschen, mit denen er das erste Mal diesen Weg gegangen. Zur Seite eine kräftige, stügende Männergestalt, voran, leicht dahinschreitend, ein Bild der Jugend und Anmuth — aber sie waren nun Beide todt und was vor den Augen schwebte, waren verwehende Schatten, die dem Grabe entstiegen.

Als er endlich an die Bergstraße gekommen, setzte er sich auf die Steinbank nieder. Das kühle Rauschen des Brunnens sang ein dämmerndes Traumlied an die müden Sinne und die Wimpern sanken allmählig immer tiefer über das von der Hand verhüllte Auge herab.



Als Kavallerist kann nur jener Wehrmann dienen, welcher sein eigenes Pferd besitzt: es wird beim Dienstesantritt untersucht, abgeschätzt und der Reiter hat Anspruch auf Schadenersatz, wenn ohne sein Verschulden das Thier im Dienste verunglückt. Für die Uebungen der Artillerie werden Pferde gemietet, und nur zu besonderen Zwecken der Instruction werden 100 stehende Dienstpferde gehalten.

Größere Zusammenzüge der Truppen bis zur Stärke von 10,000 Mann und auf die Dauer von vierzehn Tagen, finden alle zwei Jahre Statt.

Nur im Falle einer allgemeinen Landesgefahr wird das gesammte Heer zu den Waffen gerufen: ergeht ein theilweises Aufgebot, so ist der Wehrmann nur verpflichtet, zwei Monate im Felde zu dienen: dann muß die Ablösung erfolgen.

Die jetzige Heeresverfassung der Schweiz, besteht erst seit 1850. Die Wehrpflicht war auch früher allgemein, aber die Waffenübung nicht so streng, wie unter der neuen Bundesverfassung.

Das Kriegswesen ist Sache der Eidgenossenschaft, welche die Organisation und Formation, die Bekleidung, Bewaffnung und Ausrüstung, die Waffenübung bestimmt. Auf Bundeskosten wird nur die Instruction der Specialwaffen und der höhere Militärunterricht ertheilt. Bekleidung, Ausrüstung und Bewaffnung der Wehrmänner, die Beschaffung des Kriegsmaterials und der Dienstpferde, so wie die Instruction der Infanterie, ist Sache der Einzelstaaten (Kantone). In den deutschen Kantonen hat der Wehrmann nur einen Theil seiner Bekleidung, Ausrüstung und Bewaffnung aus eignen Mitteln zu beschaffen: in den welschen Kantonen (Neuchâtel, Genéve, Valais) dagegen, obliegt ihm diese Last gänzlich, und vermag er sie wegen Armuth nicht zu tragen, so muß ihn die Gemeinde unterstützen.

Der Wehrmann nimmt vom Waffenplatz seine Bekleidung, Bewaffnung und Ausrüstung in sein Haus mit: eine vollständige Bewaffnung und Ausrüstung liegt außerdem noch im Zeughause des Staates. Jeder Kanton hat sein eigenes Zeughaus, sein Magazin, seinen Uebungsplatz.

Erläßt der Bund ein allgemeines Aufgebot, so können bei den jetzigen Mitteln des Verkehrs (Telegraphen, Eisenbahnen, Dampfschiffe) in drei Tagen die ganze Infanterie des ersten und zweiten Auszuges, die Scharfschützen, Kavallerie und Genie — kann in vier Tagen die Artillerie mit ihren Pferden zum Marsche in's Feld bereit sein.

Die Kosten der jährlichen Uebungen beziffern sich für den Bund mit 2,800,000 Franken, für die einzelnen Staaten mit 4,700,000 Fr., für die Mannschaft mit 750,000 Fr. — es kommen also jährlich auf den Mann 41 Fr., auf den Kopf der Bevölkerung 3 Fr. 40 Rappen (10 Rp. = 4 kr. öst. W.). Der Wehrmann bezieht außer Fleisch und Brod täglich 45 Rp. (18 kr. öst. W.).

Das organisirte Heer zählt gegenwärtig 200,000 Mann (der Auszug 80,000, die Reserve 45,000, die Landwehr 75,000.) Am schwächsten vertreten ist die übrigen bei der natürlichen Beschaffenheit des Landes sehr entbehrliche Kavallerie (3000 Mann — Dragoner und Botenjäger). Die Infanterie zählt 185 Bataillone, die Artillerie 25 bespannte Batterien sammt den erforderlichen Positions- und Reservengeschützen. Genietruppen gibt es 1800, Scharfschützen 10,000. Die neue Heeresverfassung wird in einigen Jahren vollkommen durchgeführt sein und die organisirte Volkswehr dann 250,000 Mann betragen. Im äußersten Falle theiligen sich an der Vertheidigung des Landes auch jene Wehrfähigen, die nicht mehr wehrpflichtig sind — die Männer vom 45. Altersjahre bis hinauf zum 60., die in Schützenvereinen die liebgeordnete Führung ihrer Waffen fortsetzen, und als Landsturm dem Feinde nicht geringen Schaden zufügen würden. Wenn die Schweiz einmal zum Kampfe auf Leben und Tod gedrängt wäre, so könnte sie im Ganzen 300,000 geübte, tapfere, für Vaterland und Freiheit begeisterte Wehrmänner dem Feinde entgegenstellen. (Schluß folgt.)

### Marburger Berichte.

(Schüler.) Seit 1. Jänner d. J. sind hier 179 Parteien

mit 192 Köpfen auf dem Schub angekommen und weiter befördert worden.

(Einbruch.) Vorgestern wurde beim hiesigen Strafgerichte die Anzeige gemacht, daß in die Sakristei der Kirche Maria in der Wüste eingebrochen und einige Altartücher gestohlen worden.

(Vom Marktplatz.) Der gestrige Wochenmarkt war, wie es am grünen Donnerstage Regel ist, ungemein lebhaft. Geflügel, Rahm und Milch waren am meisten vertreten. Die Preise blieben sich gleich mit Ausnahme der letztgenannten Feilschaften, die bei der überaus starken Nachfrage bedeutend im Werthe stiegen.

(Fußwaschung.) Die Greise, an welchen gestern die Fußwaschung in der Domkirche vorgenommen wurde, sind: Paul Demscher (84 Jahre), Michael Perchl (83 J.), Josef Wallbeker (80 J.), Josef Stauder (77 J.), Johann Koller (75 J.), Josef Bandhauer (74 J.), Franz Dadi (70 J.), Blasius Kof (70 J.), Wilhelm Sartori (70 J.), Michael Kossar (69 J.), Jakob Tremel (64 J.), Alfons Dominig (63 J.), zusammen: 871 Jahre.

(Aus dem Kasino.) Die 36 Antheilscheine zu 50 fl., welche in der letzten Hauptversammlung des Kasinovereins zur Auslosung kamen, werden vom 1. April an beim Obmann des Vereins, Herrn A. von Fehrer, ausgezahlt.

(Militärisches.) Wie verlautet, soll am 29. April die hier stationirte Jägerdivision nach Graz verlegt werden und am nämlichen Tage ein Bataillon des Inf.-Reg. Großherzog Leopold von Toskana (Nr. 71, Ungarn) als Garnison in Marburg einrücken. Dieses Bataillon würde mit seinen sechs Kompagnien, jede zu 78 Mann, bis 12. Juli hier verbleiben, sodann aber der Stab mit 4 Kompagnien nach Graz abgehen und nur eine Division als Garnison hier belassen.

### Bermischte Nachrichten.

(Vergiftung durch einen Mühlstein.) Es ist eine längst bekannte Thatsache, daß durch bleierne Wasserleitungsrohre, durch unvollständige Bleiglasuren irdener Gefäße, durch Bleischrote u. s. w. eine eigenthümliche Vergiftung, die sogenannte Bleikolik, herbeigeführt werden könne. Daß aber diese lebensgefährliche Krankheit unter Umständen auch durch Mühlsteine entsteht, ist erst neuerdings entdeckt worden. In mehreren Dörfern der Umgegend von Chartres (Frankreich) verbreitete sich sehr schnell eine Krankheit, welche ihren Zeichen nach als Bleivergiftung erkannt wurde. Mehrere Aerzte, von der Behörde mit der Untersuchung der Krankheit und ihrer Ursachen beauftragt, fanden zunächst einen sehr begrenzten Verbreitungsbezirk derselben, welcher sich während eines Zeitraumes von vier Monaten nicht vergrößert hatte; 300 bis 350 Personen waren ergriffen, davon 15 bis 20 gestorben. Die Krankheit hatte alle Mitglieder einer Familie immer zu gleicher Zeit ergriffen, mit Ausnahme der Säuglinge, während Verwandte, welche oft bei den Kranken verweilten, aber nicht an ihrem Essen Theil genommen hatten, verschont blieben. Endlich ergaben Anfragen von Haus zu Haus, daß alle erkrankten Familien ihr Brotmehl aus derselben Mühle bezogen. Die Untersuchung dieser Mühle ließ bald die Ursache der Krankheit erkennen. An den mahelnden Flächen der Mühlsteine befinden sich nämlich nach ihrer Qualität mehr oder weniger zahlreiche, größere oder kleinere grubenförmige Vertiefungen, welche von dem Müller ausgefüllt werden. In diesem Falle hatte der Müller, welcher die Mühle erst kurz vorher übernommen, zur Ausfüllung metallisches Blei benützt, welches, durch die Bewegung der Steine abgerieben, sich dem Mehl beigemengt. Die chemische Untersuchung des Brodes und Mehles ergab das Vorhandensein von Blei theils im metallischen Zustande, theils als Salze. Der ärztliche Bericht weist endlich noch darauf hin, daß ähnliche Fälle schon öfter vorgekommen sein mögen und führt noch vier Epidemien von Bleikolik an, welche, wie die jetzt angegebenen Nachforschungen ergaben, ebenfalls durch zufällig in den Mühlen geschehene Beimengung von Blei unter das Mehl entstanden waren.

(Sparlassen.) Die gesammten Einlagen in den Sparassen Preu-

Das Tageslicht dunkelte; aber aus dem Dunkel stieg langsam wieder ein lichter Gebilde empor, sich beugend und neigend, bald in weiter Ferne halbverschwindend, bald wieder herantretend, bis es endlich in leuchtender Verklärung ruhig stand. Ueber die Stirn herein stieß es wie ein verwöhntes Sonnenwölklein und die blauen Augen blickten mit so bekümmertem Theilnahme hernieder, als wollten sie fragen: was fehlt dir, armer Mann? — „Breneli“, rief der Eingeschlummerte, die Hand ausstreckend, „bist du da?“

An dem Rufe der eigenen Stimme erwachend, schaute er noch halb traumgeblendet nach dem Brunnen hinüber. Wollte das süße Traumbild in die Wirklichkeit treten, oder war es die fortdauernde Täuschung der Sinne — er fuhr nochmals mit der Hand über die Augen, um mit vollkommen klarem Blicke hinüberzuschauen. Nein, es war keine Täuschung. Ueber dem Brunnentroge hervor schaute ein kleines, feines Antlitz mit dem lichte hellen Haarwellen um die Stirn, mit den großen blauen Augen, und dem nievergessenen weichen Formen des Gesichtes, die von einem röthlichen Dufte überhaucht schienen. Es war ein Knabe, der Blumen in das Wasser warf und sich daran ergötzte, wie sie vom Strudel niedergezogen und wieder emporgehoben wurden. Als der Kleine bemerkte, daß ihn der fremde Mann mit starren Augen anschaute, wurde er ängstlich und wollte die Wiese hinangehen; aber plötzlich hatte ihn der Fremde mit dem Ausrufe „mein Kind . . . mein Kind!“ in die Arme gefaßt und suchte sein Gesicht mit Küssen zu bedecken.

Der erschrockene Knabe schrie laut auf und strebte, trotz aller Schmeicheleien, sich von den umfangenden Armen loszumachen, bis sich rasch eine schwere Hand auf die Schulter des Fremden legte. Eine tiefe Stimme fragte zugleich: „Was wollt Ihr mit dem Kleinen, Herr!“

Der Angeredete ließ den Knaben los und sagte, sich erhebend, mit stockendem Athem: „Mein Kind, mein Kind . . . ich habe mein Kind gefunden.“

Ueber das braune Gesicht des Mannes, der eine Sense in der Hand,

da stand, zuckte es einen Augenblick wie falber Gewitterschein; dann aber blickte er rasch nach den Deuten, die weiter oben an der Wiesenhalde arbeiteten, und als er sah, wie diese neugierig herabschauten, sagte er leiser: „Das ist mein Kind, Herr, mein . . . des Oberhofers Kind. Komm' Gustav.“ Der Knabe hing sich ängstlich an die Hand des Mannes, der sich zögernd zum Gehen wandte.

Der Fremde preßte beide Hände um die Stirn, die ihm unter glühendem Pochen zu zerspringen drohte. Vor seinen Augen schwamm es und vor seinen Ohren schien ein tosender Waldbach niederzubrechen. Er sank in das Gras zurück, während er, die Hand ausstreckend, rief: „Mein Kind, mein Kind . . . kennt Ihr mich denn nicht mehr, Oberhofer?“

Dieser schaute mitleidig auf den Unglücklichen nieder, auf dessen Gesicht Todesblässe mit brennender Röthe stritt. — „Nein, ich hätt' Euch nicht mehr gekannt, Herr Baumeister“, sagte er, die dargestreckte Hand fassend. „Ihr habt Euch stark verändert. Aber nun geht Eueres Weges . . . Gott behüt' Euch.“

„Hört, Oberhofer“, erwiderte Gustav mit gepreßter Stimme, die dargebotene Rechte des Mannes krampfhaft festhaltend; „ich bin hergekommen, mein Kind zu suchen, und habe es gefunden. Versprecht, daß Ihr mir's lassen wollt . . . ich beschwör' Euch beim Grabe seiner Mutter.“

Der Oberhofer zog seine Hand rasch zurück und sagte dann dumpf: „Laßt dieses Grab in Ruhe, Mann . . . oder wollt Ihr die bösen Jungen nun selbst gegen die Todte noch einmal aufstacheln? . . . Ich vergeb' Euch das Vergangene; aber kommt mir nie mehr zu nahe, Herr . . . es könnt' sonst nicht gut werden.“

Damit nahm er den Knaben bei der Hand und stieg rasch mit ihm die Halde aufwärts. Gustav schaute ihnen, noch immer auf der Erde sitzend, nach, bis sie hinter der Waldecke verschwunden waren; dann erhob er sich mühsam und ging halb schwankend, wie ein Betrunkener, die Bergstraße abwärts. (Schluß folgt.)



hens betragen 82 Millionen Thaler. So hoch diese Summe ist, so wird sie doch von den Einlagen der Schweizerischen Sparkassen fast ums Bierfache im Verhältniß zur Bevölkerung übertroffen, denn dieselben belaufen sich auf nicht weniger als 130 Millionen Franken. Preußen hat 19 $\frac{1}{2}$  die Schweiz 2 $\frac{1}{2}$  Millionen Einwohner.

(Städte tag.) Vom 10. bis 12. Mai wird sich in Harburg der deutsche Städte tag versammeln. Auf der Tagesordnung befinden sich u. A. folgende Gegenstände: Die Gewerbsgesetzgebung mit Rücksicht auf den Einfluß, welchen dieselbe auf das Heimathsrecht, das Recht der Bürger in den Städten, die Heirathsbefugniß und die Armenhaltung hat. Die Einrichtung der Feuerlöschanstalten in verschiedenen Städten. Die Frage, ob und in wie weit die bestehenden Brod- und Fleischtagen überhaupt, beziehungsweise schon jetzt, oder erst später aufzuheben oder beizubehalten sind?

(Nebenbahnen.) Den Nachrichten zufolge, welche über die in Dresden abgehaltene Versammlung von Eisenbahn-Technikern bekannt geworden sind, lassen sich die Ansichten der Mehrzahl der Verwaltungen, welche über die Frage der Nebenbahnen sich eingehend geäußert haben, etwa in folgender Weise zusammenfassen: 1) die untergeordneten Bahnen haben dieselbe Spurweite zu erhalten, wie die Hauptbahnen und sich unmittelbar an letztere anzuschließen; 2) sie sind mit möglichster Kostenersparniß, eingleisig, mit stärkeren Steigungen und schärferen Kurven, schwächerem Unterbau und leichterem Oberbau anzulegen, auch in den Maßverhältnissen des Bahnkörpers, namentlich in der Breite der Bahnkrone und der Bettung geringer zu halten, als die Hauptbahnen; 3) die Ausdehnung und Einrichtung der Haltestellen ist auf das Nothwendigste zu beschränken; 4) die untergeordneten Bahnen sind in der Regel mit Lokomotiven zu betreiben, wofür ober, mit Rücksicht auf die starken Kurven und Steigungen, so wie auf den schwächeren Bau der Bahn, die Anwendung von leichten vierrädrigen Maschinen mit kleinen Rädern sich empfiehlt; 5) der Uebergang der Güterwagen von den Hauptbahnen auf die Nebenbahnen ist zur Vermeidung der Umladung, wenn irgend möglich, zuzulassen. Das eigene Betriebsmaterial der Nebenbahnen ist möglich einfach und ökonomisch, jedoch so einzurichten, daß es auch auf die Hauptbahnen übergehen kann; 6) die geringere Geschwindigkeit und die Seltenheit der Personenzüge auf den Nebenbahnen gestattet die Weglassung der meisten kostspieligen Einrichtungen, welche auf Hauptbahnen im Interesse der Sicherheit des Publikums für nothwendig gehalten werden. Bei der sich mehr und mehr geltend machenden Nothwendigkeit, die Wohlthaten des Eisenbahnverkehrs allen Theilen eines Landes zukommen zu lassen, tritt an den Eisenbahntechniker die Aufgabe heran, Bahnen zu entwerfen und auszuführen, welche auch bei verhältnismäßig sehr geringem Verkehr einen lohnenden Betrieb gestatten. Die Frage über Anlegung und Einrichtung sog. untergeordneter Bahnen, welche sich zu den Hauptbahnen ungefähr verhalten, wie Nebenstraßen zu Landstraßen, erscheint daher als eine zeitgemäße, und es ist die angebahnte gründlichere Erörterung derselben im allgemeinen Interesse sehr zu wünschen.

(Dienstbotenvereine.) „Die Klagen der Herrschaften über

ihre Dienstboten gehören leider nicht zu den Seltenheiten, wie bereits vielfach in landw. Vereinen und öffentlichen Blättern mitgetheilt wurde. Wenn einerseits zugegeben werden muß, daß das Verhalten vieler Dienstboten zu Klagen Anlaß gibt, so darf nicht verkannt werden, daß es auch Fälle gibt, wo die Herrschaft selbst vielfach die Veranlassung dazu bietet. Die Behandlung der Dienstboten ist dazu angethan, daß sich diese von der Herrschaft abwenden und nicht deren Vortheil zu fördern suchen. Wie ist es anders möglich, wenn der Hausherr oder die Frau ihren Dienstboten weniger Aufmerksamkeit schenken, als dem lieben Vieh; wenn die Mutter es ungestraft hingehen läßt, daß die Kinder das arme Gefinde zum Gegenstande ihres Spottes, ihrer Neckereien machen; wenn der Dienstherr seinen Dienstboten Morgens Brantwein und Brod statt einer warmen Suppe reichen läßt; wenn er ihnen verbietet, die warme Stube zu betreten, aber auch sonst nicht einmal für eine warme Stube sorgt? Kann da Treue, Fleiß, Anhänglichkeit zum Hause zc. walten? Man behandle die armen Dienstboten als Mitglieder, als Theile der Familie, achte in ihnen den Menschen und viele Klagen werden verstummen.“ So wird der badischen Landeszeitung aus der badischen Pfalz geschrieben. Der „Arbeitgeber“ nimmt hieraus Anlaß, einen Gedanken über Reformen des Dienstbotenwesens auszusprechen. Es sollten sich nämlich Genossenschaften zunächst weiblicher Dienstboten bilden, welche ihren Mitgliedern gewisse Verhaltensmaßregeln auferlegen, dafür aber durch ihren Vorstand den einzelnen Dienstboten erforderlichen Falls der Herrschaft gegenüber vertreten. Dienstmädchen, welche sich grobe Verletzungen ihrer Pflichten, der Genossenschaftsregeln und der allgemeinen Sittlichkeit zu Schulden kommen lassen würden, wären aus der Genossenschaft auszuschließen, wogegen Dienstherrschaften, welche ihre Leute übel behandeln, kein Mädchen mehr von den Genossenschaften bekämen, ja sogar unter Umständen zur Verantwortung gezogen würden. Eine solche Mädchengenossenschaft sollte einerseits einen Rechtsschutzverein bilden, um die oft ganz verwaist und schutzlos dastehenden Dienstmädchen in Verfolgung gerechter Ansprüche u. s. w. genossenschaftlich zu unterstützen, andererseits jene oft entsetzlichen „Mädchervermittlungs-Anstalten“ und „Privatberbergen“ überflüssig machen, die nur zu oft Vorhöfe gewisser übelberückter Häuser sind. Gewiß wird mancher ehrenwerthe Advokat bereit sein, einer derartigen Genossenschaft seine Dienste als Anwalt zu widmen. Die guten Dienstherrschaften hätten durch sie Gelegenheit, ordentliche Mädchen zu erhalten, und die schlimmen müßten sich mit schlechten Dienstboten behelfen. (Wie die Herrin, so die Magd!) —

### Briefkasten.

Herrn Josef Oberranzmaier, Kaufmann in Graz.  
Aufschlüsse, die mir von kompetenter Seite in Betreff des von Graz eingesandten Artikels in Nr. 25 der „Marburger Zeitung“ — „Ein Wort zur Zeit an die Aktionäre der steiermärkischen Escomptebank“ — geworden, bestimmen mich, Ihnen hiemit die öffentliche Erklärung zu geben, daß jener Artikel Ihre Person nicht berührt, und daß Ihnen überhaupt keine unehrenhafte Handlungsweise zur Last gelegt werden kann. Die Red.

## Verpachtung.

In der Gemeinde Magdalenau sind 4 vorzügliche Ackergründe im Gesamt-Flächenmaße von 5 $\frac{1}{2}$  Joch einzeln oder zusammen zu verpachten. — Pachtlustige wollen sich am 5. April um 9 Uhr Vormittag am Anfang des Werkstätten-Bahnhofes einfinden.

118) Jug.-Sektion Marburg K. L.

## Osterbrod.

Endesgefertigter zeigt hiemit an, daß in seiner Buzugsbäckerei am Burgplatz gegen Bestellung halb und ganz mürbes Osterbrod zu haben ist und bittet um zahlreichen Zuspruch.

H. Rurnig.

## A. Reichmeyer,

(117)

Conditor vis-à-vis dem Gasthof „zum Mohren“, empfiehlt zur gütigen Abnahme

Osterbrod, Pince, Gugelhupf, Butitzen, und Auswahl billiger

Ostergeschenke.

Nr. 3806

## Edikt.

(116)

Vom k. k. Bezirksgerichte Marburg wird bekannt gemacht: Es sei die freiwillige Veräußerung des zum Nachlasse des Jakob Ornig gehörigen Schnittwaarenlagers, dann Gewölbs- und Zimmereinrichtung, Kleidung, Wäsche u. s. w., zusammen im gerichtlich erhobenen Schätzwerte pr. 5475 fl. 19 kr. 30. B. bewilligt und hiezu eine Feilbietungs-Tagsatzung auf den 12. April 1866 und die darauf folgenden Tage jedesmal Vormittags von 9 bis 12 Uhr und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr im Gewölbe und in der Wohnung des Erblassers Haus-Nr. 25 in der Grazervorstadt zu Marburg mit dem Beisatze angeordnet worden, daß die feilzubietenden Gegenstände bei derselben nur um oder über den Schätzwert gegen sogleiche Barzahlung hintangegeben werden.

Marburg am 21. März 1866.

Beamteter Redakteur: Franz Wiesthale.

## Lizitation.

(95)

Mittwoch den 4. April d. J. werden im Hause Nr. 77, Mühlgasse, Grazervorstadt, Möbeln und sonstige Einrichtungsstücke in den gewöhnlichen Lizitationsstunden gegen gleich bare Bezahlung veräußert.

## Zu vermieten

eine schöne Wohnung mit Sparherd Küche, Speise, nebst separirtem Dachboden, Keller und Gartenantheil. Das Nähere bei Vincenz Randuth, Alleestraße Nr. 167.

(63)

## Weinlizitation.

5 Startin Weine (1865er) werden am 5. April 1866 von 10 Uhr angefangen im Kirchenkeller im Orte Sams bei Marburg gegen bare Bezahlung lizitando verkauft.

(108)

## Zu verkaufen.

(109)

Ein Pony sammt Geschirr und Leitterwagen mit Geschlecht, ferner das gußeiserne Einfahrtsthor nebst sämtlichen Thüren und Fenstern des Hauses Nr. 27 in der Grazervorstadt sind wegen vorzunehmenden Bauarbeiten billigst zu verkaufen. Auskunft beim Eigenthümer

Josef Wundsam.

## Eisenbahn = Fahrordnung für Marburg.

Nach Wien:		Nach Triest:	
Abfahrt: 6 Uhr 19 Min. Früh.		Abfahrt: 8 Uhr 15 Min. Früh.	
6 Uhr 43 Min. Abends.		9 Uhr 2 Min. Abends.	
Nach Wilaß:		Abfahrt: 9 Uhr Früh.	
Die gemischten Züge verkehren täglich in der Richtung nach			
Wien:		Triest:	
Abfahrt: 12 Uhr 44 Min. Mittags.		Abfahrt: 1 Uhr 26 Min. Mittags.	
Eilzug verkehrt von Wien nach Triest Mittwoch und Samstag, von Triest nach Wien Montag und Donnerstag.			
Nach Wien:		Nach Triest:	
Abfahrt: 2 Uhr 26 Min. Mittags.		Abfahrt: 1 Uhr 52 Min. Mittags.	

Druck und Verlag von Eduard Jansky in Marburg.